

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 87

Posen, den 16. April 1929

3 Jahrg.

Copyright by J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.

## O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höffner.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nein, Obböter war nicht der einzige an diesem Tage, den der Frühling narrete und machte, daß der Tag zwischen einem hellen Morgen und dunkeln Abend lag. Als er allein mit den müden Säulen auf dem Gutshof einfuhr, war ihm das Herz so traurig und so leer, wie Tischler Hoffmeisters neuerstandene Bienenkörbe. Sie waren voll und schwer gewesen, als er sie aufgeladen hatte, aber als er zu Hause ankam, waren sie leicht wie Stroh, war kein Summen und Krabbeln mehr darin zu hören, denn da er unterwegs sein Wesen hatte mit Vogel, Baum und Strauch, mit Himmel und Erde, war der Stopfen von den Fluglöchern gesprungen, und die Immen waren hinter dem Tischler in die weite Welt geflogen gleich seinen Gedanken.

Wer will wiederbringen, was weggeflogen ist?

Der Maiwind sprang über das Land. Die Schwalben waren da; der Kuckuck rief; die Nachtigallen schlügen. Die Maikäfer flogen vom Dämmern bis an den frühen Morgen. Die Natur war voll Unruhe. Die Herzen auch. Die Liebe schlich verschwiegene Pfade, die Sehnsucht ging durchs Land. Fahrendes Volk lag auf den Straßen, und machte sich auch manches andere auf die Socken, wie die Goldfische aus dem eisernen Kasten unter Thaddäus Breszinsky's Bett.

In dem kleinen Garten hinter dem Hause saß der Goldammer im blühenden Apfelbaum und hub vor Tau und Tag an, seinen Vers zu singen, daß Bozena ihren Fensterladen aufstieß und, die Hand auf dem Herzen, zuhörte, was der Vogel sang. . . . Bal, bal giwwt et Hochtid. Sie konnte schon die Tage zählen. Thaddäus Breszinsky aber zog sich das dicke Kopfkissen über die Ohren und mochte nichts hören und hätte dem Vögelschen am liebsten das Genick umgedreht. Er hatte Bozenas Hochzeit satt bis an den Hals. Nichts war ihr fein genug, und sie bat und maulte, je nachdem, bis der Vater ihr den Willen tat. Und der Bräutigam, der Malarz, stand ihr bei, blitzte mit den schwarzen Augen und warf sich in die Brust und den Kopf hoch, als hätte er Fliegen in der Nase: „Ich bin doch nicht erst wer.“

Thaddäus seufzte und stöhnte, aber es half ihm doch alles nichts, er mußte Haare lassen, und in seinem Kasten sah er schon auf den rostigen Boden.

Dazu hatte Stachu, der Sohn, den Voraus gefordert, hatte nicht locker gelassen und nicht klein beigegeben, wollte keinen Vorkosthandel, sondern ein Warenhaus. Und nun stand am Markt das Kaufhaus Breszinsky und blinkte mit seinen goldenen Buchstaben aus Glas den Namen prahlerisch über den Markt. Wenn Thaddäus Breszinsky mit seinem Wägelchen daran vorüberzuckelte, kniff er die Augen ein und schlug auf das Pferdchen, daß es vom Fleck läme.

Im Warenhaus an der Tür stand der Sohn im Cutaway, hatte den Schnurrbart gewirbelt wie einen

Rechdraht, ließ die Lackstiefel in der Sonne blinken und empfing die Kunden.

„Zahnbürsten? Bitte, erster Stock.“

„Stopfnadeln? Bitte, meine Gnädige, geradeaus am Kurzwarenlager.“

„Toilettepapier? Fräulein Schulz, legen Sie dem Herrn einmal Muster in Toilettepapier vor.“

Und so ordnete er alles mit einer Würde und Hoheit, als wäre er Direktor bei Wertheim, und war doch im Grunde sein ganzes Warenhaus ein armseliges Krämschen, und mancher, der ihn noch mit einem Rognäschen im Strazendreck gesehen hatte, schüttelte den Kopf und dachte: Was doch aus einem Menschen werden kann; die rauhesten Fohlen werden die glattesten Pferde.

Des Nachmittags, wenn es im Geschäft stille wurde und die Mittagsruhe die Türen verriegelte, saß er im Kontor und führte die Bücher, kalkulierte und sichtete die Offerten oder rechnete nach dem Kettensatz heraus, zum Beispiel ob er in Plauen oder in Flöha die Tüllgardinen wohlfeiler einhandle. Danach erging er sich auf der Promenade, warb mit liebenswürdigen Grüßen Freunde und Kunden, und wo es einsamer war, klemmte er das Monokel ins Auge, um in seinem Gebrauch allmählich geübt und sicher zu werden. Manche Mutter sah ihm prüfend nach, denn gute Partien waren selten in der kleinen Stadt. So wurde er selbst und sein Warenhaus ein Faktor, mit dem man rechnete, wenn auch falsch. Denn Stachu Breszinsky hatte durchaus nicht im Sinn, Umschau unter den Töchtern des Landes zu halten. Geld mußte zu Geld. Und darum suchte er in den Zeitungen als guter Geschäftsmann von imponierendem Neußern und glänzenden Verhältnissen eine Lebensgefährtin, nicht unter hundert Mille, mit mehr innerlichen als äußerlichen Vorzügen.

Den Abend beschloß er für gewöhnlich im Kasino bei einer Flasche Rotzpon und einer Partie Schafskopf, und knauserte nicht mit Spendieren und Trinkgeld, denn das Kapital war nicht schlecht angelegt und brachte seinem Geschäft Ruf und Kredit.

Und während er den Rauch der Zigarette durch die Nase gehen ließ und mit einer lässigen Handbewegung, die er einem Handlungsreisenden abgesehen hatte, die Karten auf den Tisch warf, saß daheim Bozena am Klavier und sang ihre Liebesglut durch die offenen Fenster über die Straße fort, und Vater Thaddäus lehnte in der Sofaede, rieb mit seinem Nacken die fettige Stelle der Lehne noch fettiger, und aller Groll über die vielen Ausgaben schmolz für eine Weile dahin, und wenn die Tochter dann tremolierend anhub: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“ und mit bebendem Busen jauchzte, daß die Scheiben klirrten: „Dein sei mein Herz und soll es ewig bleiben“ — trieb ihm ihr Glück die Tränen in die Augen, und er dachte bei sich: Mag sich kosten, was will. Hab' ich nur einmal Tochter, hat sich nur einmal Hochzeit. Heute Tochter, morgen Frau. Zahl' ich heut, zahlt Malarz morgen. Am andern Tage aber mußte Bozena wieder bitten und maulen, je nachdem, und Thaddäus Breszinsky hielt den Beutel zu und kratzte sich hinter den Ohren, ließ den Kaffee stehen und spannte das Pferdchen an, daß er den Sorgen aus dem Wege und über Land führe. Und wenn er glücklich an dem Waren-



wendigsten unter dem Vitz aus ihrer Verborgenheit und warf sie über den Rücken, drückte die Tür leise hinter sich zu und ging auf und davon.

Der Tag war wie ein Sommertag. Da konnte einer wohl aus dem Ehejoch springen wie ein Lamm aus dem Stall. Der sanfte Wind wirbelte den Staub im Kreis, die Lerchen stiegen, hier eine und da eine aus dem Ackerstück, und des Schneiders Herz flog ihnen nach, und ein Wirbeln war in seinem Kopf, daß die ganze weite Welt wieder sein eigen sollte, wie einst in jungen Tagen. Er hätte sich eins singen mögen, aber das war nicht geraten, denn ihm lag daran, möglichst unbemerkt aus dem Dorf zu kommen, und schließlich auf heimlichen Wegen dahin, daß keiner ihn sähe. Aber am Kirchhof traf er den Pastor Krenzlin; der schnitt an der Maulbeerhecke junges Laub für seine Seidenraupen, die noch nicht lange ausgekrochen waren und klein waren wie Käsemaden am dritten Tage, und rief ihn an: „Sieh da, Schneider Fernow. Auch mal hinaus in die Welt?“

Das ist recht. Die Faulen, die zu Hause liegen, erquicket nicht das Morgenrot. Laß die Frau auch eins allein für die Zwillinge sorgen. Im übrigen: Kinder sind eine Gabe des Herrn.“

Dem Schneider schlug das böse Gewissen über dem Kopf zusammen, und der Aerger dazu, aber er bezwang sich und dankte freundlich und sagte: „Zawoll, Herr Prediger, id möt inköven.“ Und log weiter, und wußte doch nicht, daß er die Wahrheit sprach: „Mi mangelt die Zufriedenheit, und Kloth heww id ook nich naug.“ Damit schritt er mächtig aus und raunzte im Inwendigen: „De hätt gaud reden. Wenn em de Aldebaar Joahr um Joahr twe lütte Katten up eis in de Schofteen schmieten wull — na, da mücht id dat Jünkeln nich hüren.“

Er seufzte zum Gottserbarmen. „Jau, jau, dat is so un nich anners. Wenn't regnet, regnet dat mit Scheepeln.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Tunnelprojekt.

Die Vorgeschichte. — Die technische Frage. — Der Kostenpunkt. — Wirtschaftliche und strategische Folgen.

Der Gedanke, unter dem Boden des Ärmelkanals einen Tunnel hindurchzubohren und auf diese Weise eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen England und dem Kontinent herzustellen, ist nicht neu. Bereits vor etwa 50 Jahren lag der Plan zum Bau eines solchen Tunnels den maßgebenden englischen Stellen vor. Seine Durchführung wurde damals (1882) nicht zuletzt durch eine Eingabe verhindert, welche auf die ungeheure Gefahr hinwies, die ein solcher Tunnel für die Sicherheit Englands bedeuten mußte, und welche von den maßgebenden Männern des damaligen England unterzeichnet war. Im Jahre 1924 erfuhr das Projekt durch das englische Reichsverteidigungskomitee (Committee of Imperial Defence) zum zweiten Male eine Ablehnung. Heute steht die Tunnelfrage wiederum im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, und erneut erheben sich zahlreiche Stimmen für und wider die Verwirklichung der kühnen Idee. Die technischen Möglichkeiten werden heute kaum noch in Zweifel gezogen; die geologischen Untersuchungen haben ergeben, daß eine

einheitliche wasserundurchlässige Bodenschicht unter dem Kanal vorhanden ist, die durchaus dazu geeignet wäre, den geplanten Tunnel aufzunehmen. Die Bohrung würde ohne Schwierigkeiten vor sich gehen können. Die Gleise des Tunnels würden internationale Spurweite besitzen, die hellerleuchteten Ränge würden, von elektrischen Lokomotiven gezogen, mit rasender Geschwindigkeit durch den gut ventilierten Tunnel sausen und bei Dover bzw. Calais wieder an die Erdoberfläche gelangen.

Zwei wichtige Punkte sind es vor allem, über die die Meinungen auseinandergehen. Das ist erstens der Einfluß des Tunnels auf die englische Wirtschaft und zweitens die Bedeutung desselben für den Fall eines Krieges. Bevor wir die Veränderungen, die der fertige Tunnel im englischen Wirtschaftsleben hervorrufen würde, einer näheren Betrachtung unterziehen, sollen die Kosten des Tunnelbaus, die ja mit dieser Frage zusammenhängen, erörtert werden. Die Gesamthöhe der Kosten wird von den Vertretern des Tunnelprojektes auf

30 Millionen Pfund

geschätzt, während die Gegner 60 bis 100 Millionen Pfund für wahrscheinlich halten.

Als erste Folge der unterirdischen Verbindung mit dem Kontinent würde sich ein Rückgang der englischen Küstenschiffahrt einstellen, denn die Mehrzahl der Reisenden wird, falls die Beförderungstarife inmäßigen Grenzen bleiben, die schnelle und bequeme Fahrt unter dem Kanal der oft rauhen und stürmischen auf dessen Oberfläche vorziehen. Was den Gütertransport anbetrifft, so wird allerdings die größere Billigkeit des Seewegs in den meisten Fällen ausschlaggebend bleiben. Aber auch hier wird ein Teil der beispielsweise für die Mittelmeerhäfen bestimmten Waren durch den Tunnel rollen.

Bekanntlich leidet die englische Wirtschaft seit langem darunter, daß die vermögenden Klassen Englands einen großen Teil ihres Geldes mit Vorliebe im Auslande ausgeben. Ein ungeheures Anwachsen dieser Geldausgaben wird die zweite Folge der Tunnelverbindung sein, und es ist nicht anzunehmen, daß der Zustrom vom Festland kommender Touristen einen Ausgleich dazu schaffen wird. Falls es insbesondere die unter den englischen Geschäftsinhabern verbreitete Ansicht, daß nach Fertigstellung des Tunnels die amerikanischen Touristen auf ihrer Reise nach der Alten Welt zuerst nach England kommen werden, was sie bisher angeblich nur deswegen nicht getan haben, weil sie vor der ihnen zuletzt bevorstehenden Kanallüberquerung zurückzusehen. Die Amerikaner landen deswegen in Cherbourg

und nicht in Southampton, weil sie Frankreich sehen wollen, und weil sie dort den Gegensatz zu dem hastigen Treiben ihrer Heimat besonders wohltuend empfinden.

Betrachtet man das Tunnelproblem vom politischen Standpunkt aus, so wird die Frage, ob der Tunnel eine Gefahr für die Sicherheit Englands

sein würde, von den englischen Experten durchaus bejaht. Es ist auch durchaus denkbar, daß eine dritte, England feindlich gesinnte Nation sich des Tunnelleingangs bemächtigt, um von dort aus Angriffe vorzutragen. Der Hauptgrund, der zugunsten des Tunnels angeführt wird, daß nämlich die Vorteile, die England aus seiner Eigenschaft als Insel erwachsen, infolge der Entwicklung der Luftfahrt nicht mehr bestehen, ist nicht stichhaltig; denn trotz aller Entwicklung ist die Luftfahrt heute noch nicht so weit, daß man allein mit ihrer Hilfe in ein feindliches Land eindringen könnte. Vielmehr wird dies bei einem Lande wie England immer noch auf dem Seewege geschehen müssen. Und da ist es allerdings durchaus möglich, daß trotz aller Befestigungen der auf englischem Boden gelegene Tunnelleingang genommen werden würde, bei gleichzeitigem Vormarsch feindlicher Truppen innerhalb des Tunnels. Es bliebe dann zwar immer noch die Möglichkeit, durch einen einzigen Druck auf einen Knopf den

Tunnel unter Wasser zu setzen

oder auf andere Weise zu zerstören; aber es fragt sich, wer beim Herannahen einer solchen Situation stark genug sein würde, um die Verantwortung für die Vernichtung eines solchen technischen Wunderwerks auf sich zu nehmen.

Nach allgemeiner Auffassung der beteiligten Sachtreise beruht der größte aktuelle Nutzen, den das Tunnelprojekt augenblicklich stiften würde, auf sozialen Momenten: auf der Möglichkeit, die drückende Arbeitslosigkeit, unter der England und Frankreich seufzen, durchgreifend zu bekämpfen. Kanow.

## Die Entwicklung des Spielzeugs im Laufe der Zeiten.

Die Puppe, die das kleine Mädchen unserer Zeit an das Herz drückt, dies zarte Geschöpf mit Seidenlocken und Sternenaugen, ist von sehr alter Familie. Ihre Vorfahren reichen zurück bis in die frühesten Jahre der Menschheit. Die Beweise dafür liefern die Funde in den alten Kulturländern.

In den vieltausendjährigen Gräbern Ägyptens sind Puppen gefunden worden, die man den gestorbenen Kindern mit ins Grab gab — bisweilen nur ein Stück Holz, das bemalt ist, bisweilen aber auch eine schön modellierte, geschnitzte Puppe, glauben die alten Ägypter doch, daß nach dem Tode das Leben in den hier gewohnten Formen weitergehe, so daß man den Toten also alles mitgab, was ihnen hier lieb und nötig gewesen war. Die kleinen Mädchen bekamen ihre Puppen mit, damit sie im Jenseits damit weiterspielen konnten.

Solche Puppen, wie sie in den ägyptischen Gräbern gefunden wurden, die nur aus einem flachen Holzstück bestehen, finden sich noch heute bei den Negerkindern Afrikas.

In Griechenland sind bei den Ausgrabungen vielfach Puppen zu Tage gefördert worden, die meist aus Terrakotta verfertigt sind und an- und ausgezogen werden konnten. Ähnliche Puppen hat man auch in den römischen Katakomben gefunden. Bekanntlich opferte die junge Römerin, wenn sie heiratete, ihre Puppe der Venus.



Zu den eigenartigsten Puppen gehören die der Indianer-Indianer. Sie sehen mit ihrem großen Kopf und dem kleinen Körper sehr wenig menschenähnlich aus; viele haben sogar einen großen Schnabel und vorstehende Augen. Oft aber haben sie weder Augen, noch Nase, noch Mund, sondern nur ein mit allerlei Zeichen bemaltes Gesicht. Diese Puppen werden den kleinen Indianerinnen meist an einem besonderen Festtag geschenkt, und sie tragen sie in einem Tuch auf dem Rücken, so wie die Säuglinge von den Müttern getragen werden. Ganz ähnlich sind die Puppen, die die verschiedenen Gottheiten darstellen.

Bei gewissen Indianerstämmen findet man auch Flidenpuppen, die mit Fellen und Perlengehängen bekleidet und geschmückt sind. Die kleinen Estimokinder spielen mit Puppen aus Tierknochen und Fellen, ja, sie haben sogar Boote und Schlitten zum Spielen.

Auch die Araberinnen haben Puppen, was eigentlich gegen ihre Religion verstößt, denn Mohammed hat bekanntlich jede Abbildung des Menschen verboten. Japanerinnen und Chinesinnen haben Puppen, die genaue Nachbildungen der kleinen Menschenkinder sind und in keinem Punkte von ihnen abweichen.

Im allgemeinen stellt die Puppe der früheren Zeit einen erwachsenen Menschen dar. Bis in die letzten Jahrzehnte war die Puppe eine kleine Dame, erst neuerdings ist an ihre Stelle das „Babü“ getreten, der Säugling mit den krummen Beinen und dem Gummischnuller, an dem das kleine Mädel Mutterpflichten lernen kann.

Abgesehen von den Puppen, die als Spielzeug benutzt wurden, gab es zu allen Zeiten auch die Puppe im Dienst der Magie. Vielfach findet man bei den Menschen, die der Zauberei mächtig zu sein glaubten, die Ansicht, daß sie Macht über einen Menschen hätten, sobald nur sein Abbild in ihrer Hand wäre. Man erzählt von Zaubern, die von den Menschen Wachsfiguren verfertigten, denen sie nun alles zufügten, was sie den Menschen selber antun wollten, Gutes oder Schlimmes. Ließen sie ein solches Wachsmodell langsam schmelzen, so starb der Mensch, den das Bild darstellte, eines langsamen und qualvollen Todes. Besonders in Italien findet man viele Spuren dieses alten und unheimlichen Glaubens.

Ihre höchste Entwicklung haben die Puppen im Marionettentheater erreicht, wo sie bei guter Handhabung die vollkommene Illusion, als spielten Menschen, vermitteln können. Eine sehr hübsche und originelle Puppe wird auch neuerdings von den Bauchrednern angewandt, durch die diese jahrzehntelang fast vergessene Fähigkeit zu neuer Blüte kommt und eine Glanznummer in den Varietés darstellt. Diese Puppe, die Mund, Augen und alle Glieder bewegt, ist ein Meisterwerk der technischen Spielerei und — wenn der Vortragende geschickt ist — geeignet, nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen lustige Stunden zu bereiten.

Franz Neumann.

## Loras Freund ist tot.

Im Brehm findet man den Namen eines Tierkundigen: Ernst Perzyna. Dieser also Berühmte ist Loras Freund — gewesen, und Lora ist jener Papagei, der einst das Entzücken der ganzen Welt bildete, weil er so wundervoll singen konnte, zum Beispiel „Zwei dunkle Augen“, den Schläger einer harmloseren, sentimentaleren Epoche als unsere mit der „Frida“ und dem „Kavalier“, der zum Galantsein einen besonderen Grund hat. Es hat auch seinen besonderen Grund, daß wir Lora und ihren Freund hier erwähnen, einen traurigen Grund, denn Lora hat ihren Freund verloren. Ernst Perzyna ist im Alter von 65 Jahren jetzt einem Herzschlag erlegen.

Wer kennt ihn noch, den kleinen, feinen Herrn im schwarzen Kost inmitten seiner buntgesiederten, krächzenden, trillernden, jonglierenden Freunde? Er war einst auf allen größeren Varietés Europas zu sehen, von herzhaftem Applaus begrüßt, Geze, die Schimpanzin auf dem Arm und Lora, die Papagaischöne auf der Schulter. Was konnten diese Drei für Leistungen vollbringen! Gipsleistungen der Akrobatik und der Sangeskunst. Perzyna lehrte seine Tiere Seiltänze und Schläger singen. Sie balancierten wie heute Rastelli, über allem aber thronte doch Lora, der Papagei mit seinem Lied. „Zwei dunkle Augen“. Nie gesehen, nie gehört! Hier traf es zu!

Perzyna genoss als Tierkundler einen guten Ruf. So finden wir seinen Namen denn auch im Brehm. Im Alter ein wenig vergesslen, verlassen auch von seinen alten Freunden, lebte Perzyna die letzten Jahre seines Lebens zurückgezogen, aber reich an Erinnerungen, die ihm der Tod jetzt doch entwunden hat.

## Aus aller Welt.

Wenn Künstler nicht gerade malen oder dichten, sitzen sie bekanntlich im Café. Das Café, in dem sie sitzen, ist das Künstler-Café. Nun, so viel wie es immer heißt, sitzen die Künstler gar nicht in den Cafés herum, sie sind nämlich auch recht praktische Menschen geworden, aber Künstler-Cafés gibt es tatsächlich noch, in Berlin, in Wien, in Paris, in München usw. In das Berliner Künstler-Café, das Romanische Café, führt uns ein großer Bilderausflug mit vielen unbeobachteten Aufnahmen in der neuesten Nummer der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 15). — In der gleichen Nummer findet man eine Fülle interessanter Bilder und Aufsätze, so über einen neuen Architekturbau: Die Hängebrücke über das moderne russische

Theater und über einen Verteilungsvoormittag in der Berliner Pfandkammer. In den „Roten Hamm“ in Frankfurt am Main, das Hotel der verfrachten Existenzen, führen uns weitere Aufnahmen. — Wenn Sie wissen wollen, was Max Fallenberg, Heinrich Mendelssohn und andere Berliner Künstler über ihre Frauen zu sagen haben, so lesen Sie den Aufsatz: „Meine Frau“. — Außer den lustigen Bildern „Das Nachtlabinnett“ nennen wir noch die schönen Aufnahmen von der Marienburg im deutschen Osten.

**Ein Frosch als Weitspringer.** In Südeuropa und ganz vereinzelt auch in Deutschland lebt ein kleiner, gelblichbrauner Frosch (*Rana agilis*), der häßlich quakt und sich scheinbar durch gar nichts besonders auszeichnet. Und doch ist gerade dieser Frosch ein überaus geschickter Weit- und Höhengspringer. Sein zart gebauter Körper erhebt sich elastisch zum Sprung und saust dann in fast meterhohen und mehr als zwei Meter langen Sprüngen dahin. Im Vergleich zu den kleinen Sprüngen der Wasser- und Grasfrösche ist die Leistung des Springfrosches, wie er wegen seiner Springkünste schon im Altertum genannt wurde, jedenfalls ganz überragend, zumal da sein magerer Körper nur etwa 5 Zentimeter lang ist. Was ihn zu seinen Rekordsprüngen befähigt, sind seine auffallend langen Hinterbeine, die, mit kräftigen Muskeln durchsetzt, beim Ansetzen des Sprungs den Körper in die Höhe schnellen.

**Sich ohne Weg und Steg durch dicken Urwald vorwärtszuarbeiten,** ist wahrlich kein Kinderspiel. Dornige Drienen hängen sich an den Wanderer, zerfetzen die Kleider, zerschinden die Haut. Grüne, lebensgefährliche Schlangen liegen zusammengerollt im Blattwerk, jeden Augenblick bereit, zu beißen. Klöße und allerlei Gerümpel auf dem Erdboden heischen, daß man dann und wann den Blick senkt, sonst läuft man Gefahr, mit dem Kopf voran in einen Stechameisenbau zu geraten. Dabei soll man auch noch das lange Waldmesser vorsichtig handhaben, sonst haut man vielleicht in ein verstecktes Wespennest, und dann bleibt nichts anderes übrig, als Hals über Kopf davonzurennen. Jeden freisen sich in die Haut ein und verursachen unerträgliches Jucken, während Bluteigel ohne Erbarmen den Saft aus den Adern saugen.

Solche Qualen muß der Forschungsreisende in Borneo ertragen. Reizende, schwer passierbare Bergflüsse, sittlich unglaublich verkommene Tropeneuropäer und obendrein grausame Kopffäger vervollständigen dieses „liebliche Bild“, das Dr. Eric Mjöberg in seinem bei J. A. Brodhaus erschienenen Buch „Durch die Insel der Kopffäger. Abenteuer im Innern von Borneo“ (Mit 100 Abbildungen und einer Karte. Geb. 8 Mark, Ganzleinen 10 Mark) zeichnet. Dieser Schriftsteller und Gelehrte steht den großen schwedischen Forschungsreisenden, den Nordenstjöld, Soen Hebin, Prinz Wilhelm von Schweden u. a. an darstellerischer Gabe und Unternehmungslust nicht nach. Im Ausland ist sein Ruf deshalb schon lange unbestritten, und man kann es nur begrüßen, wenn er jetzt auch in Deutschland durchdringt. Mjöberg reist, dem alten nordischen Wandertrieb folgend, schon viele Jahre in der Welt umher. Er verwertet seine bunten Erlebnisse und reichen Erfahrungen nicht nur literarisch, sondern mit dem durchdringenden Blick des Wissenschaftlers und Gesellschaftskritikers gibt er eine nach jeder Richtung hin geschlossene Darstellung der von ihm besuchten Länder und Völker, ihrer Vergangenheit und Gegenwart. So kann der Leser den seltenen Genuß auskosten, daß ihm das ferne Borneo ganz nahe gebracht wird. Da bleibt auch kein Geheimnis unentdeckt. Er lernt die „Insel der Kopffäger“ wahrscheinlich sogar besser als der Eingeborene kennen, denn bei allem liebevollen Gesanten hat sich der mit dem ganzen Rüstzeug des westlichen Geistes versehene Reisende auch den Blick für die Schwächen der Borneaner und ihrer andersfarbigen Herren bewahrt. Man bringt diesem berufenen Kenner, ehrlichen, unbestechlichen Menschen und fesselnden Schilderer Vertrauen und Sympathie entgegen. Wenn einmal Preise für Reisewerke verteilt würden, wünschte man, daß dem Buch Eric Mjöbergs der erste zugesprochen würde.

Fs.

## Fröhliche Ecke.

„Kinder,“ sagt der Lehrer, „Ihr müßt so ruhig sein, daß man eine Nadel fallen hören kann!“

Siehe da, die Kinder waren mußmäuschenstill.

Dann aber schrie der kleine Schorsch laut auf: „Nun lassen Sie aber endlich die Nadel fallen, Herr Lehrer!“

\*

Ein Patient, der in einem Krankenhaus lag, durfte eine Zeitlang nichts zu sich nehmen, als ein Ei und ein wenig Portwein.

Als ihn der Arzt nach mehreren Tagen fragte, wie ihm diese Diät bekomme, antwortete er:

„Ich würde mir gar nichts Besseres wünschen, wenn nur das Ei nicht älter wäre als der Portwein und der Portwein so alt wie das Ei.“

\*

**Ueberraschende Antwort.** Vater: „Dein Zeugnis ist wieder miserabel, Willi. Dein Freund Max hat ein viel besseres.“ — Willi: „Ja, der hat auch einen klugen Vater, der ihm bei der Arbeit hilft.“



haus vorüber war, auf der freien Straße dahinzudelte und die laue Frühlingsluft um sich gehen fühlte, ward er froh und guter Dinge, schlug dem Pferdchen die Leine über den Rücken: „Jusch, jusch, Pferdchen, wer hat besser wie wir?“ Und das Pferdchen hob den Kopf und wieherte und ließ den Schweiß gehen, aber nicht, weil es den Worten seines Herrn zugestimmt hätte, sondern weil es den fremden Hafer witterte.

Aus der Henkenhagener Krippe hatte es lange nicht mehr gefressen. Das war ihm verpurt. Aber die guten Tage vergaß es nimmer. Und wenn Thaddäus Breszinsky einmal in die Nähe kam, nahm es das Gebiß zwischen die Zähne und senkte den Kopf, wollte seiner Willen durchsetzen und einbiegen in die Allee, die zum Herrenhaus führte, aber Thaddäus riß es herum, daß das harte Eisen gegen die Zunge schlug und schrie: „Boitsch, woitsch. Dummer Pferd, is sich nichts zu holen.“ Und das Pferdchen mußte vorbeitraben zur Mühle, da ward ihm eingeschüttet, aber schlechtes Futter, Abfall und Unkraut und Mutterkorn, das war bitter und scharf und machte Uebelkeit und Winde. Und der Herr saß drinnen in der Stube, trank einen süßen Schnaps und handelte um Kleie und Mehl, aber der Müller war schlauer als er und tat ihm nicht viel anders wie seinem Gaul auf dem Hof. Damals, als er mit zerschnittenen Gliedern in seinem blaugewürfelten Bett lag und es ihm ans Leben ging, hatte er seinem Gewissen gute Worte gegeben, daß er hinfort der Treue und Redlichkeit nachjagen wolle gegen jedermann, hatte auch dreißig Taler für die Mission gezahlt, aber jetzt, da er ausgeheilt war, dachte er nicht mehr daran und trieb seine Schliche wie zuvor.

Nein, in Henkenhagen war für Thaddäus Breszinsky nichts mehr zu holen. Und jedesmal fuhr er betrübt aus dem Dorf, das Pferdchen ließ den Kopf hängen und sah nicht rechts und nicht links, und hinter ihm sprach sein Herr mit sich selbst.

„Is sich Jammer und Elend. Wär' sich geblieben leben, hätt' vergessen; hätt' gesagt: „Breszinsky, geben Sie Hand, geben Sie Geld. Sie verdienen Vertrauen, Sie verdienen bei mir gut.“ Aber so. Is sich begraben gnädiger Herr, is sich begraben Geschäft.“ So sprach er oder ähnlich.

Und er seufzte und dachte daran, daß der Tod auch einmal zu ihm kommen würde, und bat, daß er doch noch möchte ein Weilchen draußen stehen, daß er könnte schaffen für Tochter Bozema und Sohn Stachu, wenn sie es auch nicht verdienten, und für Enkelkinder. Noch fünftausend, zehntausend, dann möchte er kommen, möchte er an die Tür klopfen, wollte er sagen: Herein! Aber wer kann wissen? Kommt sich Tod, wer hat gerufen? Jak nie, to nie. Wenn nicht, dann nicht. Aber begraben? Wer würde ihn begraben wie den gnädigen Herrn? In der Reihe würde er liegen, wo sie alle lagen, schmal und eng, fremde Leute rechts und fremde links, und viele Füße würden den Tag vorübertragen, und die Kirchhofsumpe würde kreischen, und würde keine Ruhe sein Sommer und Winter. Und er hätte doch gern auch gelegen wie der Herr auf Henkenhagen, allein unter dem freien Gotteshimmel, unter dem er sein Lebelang herumkutschiert war, einsam und allein mit seinen Gedanken.

„Prosto, Pferdchen, prosto. Ein Tag ist letzter, weiß keiner welcher.“

Ja, Melms lag wohl schön unter den Tannen. Der sanfte Maiwind ging durch ihre Kronen, und es war, als rausche in weiter Ferne ein Meer. Ein Rotkehlchen hatte oben sein Nest; das kam Tag für Tag und setzte sich auf den wilden Rosenstrauch bei dem Hügel und sang. Die Sonne lag warm auf der kühlen Erde; über den Blumen des Grabes summten die Bienen, sammelten Honig an der Stätte des Todes und trugen ihn in ihre Stöcke hierhin und dorthin, auch in das Bienenhaus im Schulgarten, in dem Küster Bewersdorf jetzt den lieben langen Tag saß und horchte, ob auch ein Stamm ohne Königin wäre, und beobachtete, wie die neuen

Beiser, die er sich zur Zucht verschrieben hatte, einschlugen. Und hinten im Park schrie der Ruckuck, morgens und abends, und Hedken, die Köchin, hielt wohl oftmals mit der Arbeit inne und rief aus dem Fenster: „Ruckuck, wie lang leb' ich noch?“ Und der Ruckuck schrie sich die Seele aus dem Leib und hörte nicht auf, und sie lachte und hielt sich die Ohren zu und drohte: „Du oll Dwall, id dreh di dat Genid a. Wat kümmt di an? Schall id so'n oll Wis waren, de mit de Näs wackelt und Vieesoogen hätt?“

So ging das Leben fort über den Tod.

In der Koppel hinter der Brennerei sprangen die ungen Füllen noch ruppig und rauh und in den Kniegelenken dick, hielten die Welt für eine Wiese, liefen hinter der Stute her und bettelten um Milch. Die Schafe zogen mit ihren Lämmern auf die Weide, wenn die Sonne den Morgentau getrunken hatte, und Raadow land am Tor und musterte sie, ob auch keines krank oder lahm wäre, und lachte in sich hinein, wenn der Lämmerzettel durch die Lüste zitterte, wie ein Tauende im Winde. Im Schweinestall war ein Rascheln und Quieken und Schmazen den ganzen Tag; die Mütter lagen lang und quabbelig und lässig im Stroh, schlugen mit den Ohrmuscheln nach den Fliegen und gaben gutmütig und stumpfsinnig den anspruchsvollen Kindern, was sie hatten, und hinten in der Bucht grunzte der Eber und hätte sie alle am liebsten gefressen. Die Käiber blökten in ihrem Stand und glockten zur Tür, wann die Magd käme, sie mit süßer Milch zu börnen, und dicker Appetitischleim lief ihnen aus dem blanken Maal. Draußen in der Sonne ging die Glucke mit ihren Rücken, und auf dem Wasser schnatterten die Entchen in den Wasserlinsen, und Binchen war von früh bis spät auf den Beinen und hatte ihre liebe Not mit all dem Viehzeug, das auf die Welt kam und eine Weile an Licht und Luft sich freuen wollte. Manch eines war darunter, das war an seinem ersten Tage dem Tode näher als dem Leben, ließ das Köpfchen hängen und zog die Wachshaut vor die Fensterchen der Seele und suchte die Nacht, aus der es gekommen war. Aber Binchen nahm es in ihre behutsamen Hände und blies ihm sanft und warm den Odem zu, bis es allmählich blanke Augen kriegte, wie eine Kerze, die zu Anfang nicht genug zu brennen hat und so kümmerlich glimmt, daß eine fallende Feder sie auslöschn könnte, wenn nicht eine schützende Hand sich um sie legte. Unter dem Herd in der Küche, wo im Winter der schwarze Kater schnurrte, den jetzt die Liebchasten bei Tag und Nacht umtrieben, waren weiche Nester für die Maroden, darin sie gepflegt und gehätschelt wurden, bis die Flügelchen wieder prall und straff über den Flaumfedern lagen. Und ob Binchen des Abends müde zum Umfallen die Treppe zu ihrem Stübchen im Trempel hinaufkletterte und oben in dem grünen Sessel zusammenknickte und, die Hände im Schoß gefaltet, hinten in den goldenen Abendwolken die Ruhe suchte, die aller Mühe auf Erden folgen sollte, so hätte sie doch um alles in der Welt ihre Arbeit nicht hergeben mögen, denn das Leben hüten war ein Amt, das aus dem Himmel Gottes kam.

Freilich dem Schneider Fernow kam das sauer an. Denn seit Misericordias Domini lagen ihm zwei neue Zwillinge in der Wiege, und die beiden letzten waren in das Wandbett gekommen und versahen sich selbst. Und ob es Sonntagskinder waren, schrien sie doch wie die Wechselbälge, und der Schneider mußte wiegen und tüschen und die Flasche wärmen, und wenn er verdrießlich ward, fuhr die Frau ihn an: „Th, wat du nich seggst. Ik heww naug mit de Wirrschaft dauhn, und wenn du eten wist, magst du woll weigen.“ So hatte er nicht Ruhe bei Tag und Nacht und ward der Ehe satt. Und eines Morgens, da Frau Alwine in der Küche butterte, daß das Eisen auf dem Roß klirrte, die Zwillinge für eine Weile still und zufrieden nuckelten und die andern auf dem Hof mit einem Kuhfladen spielten und das Lieschen in der Schule das Lied vom Goliath sang, nahm er Hut und Stock und holte die Dische mit dem Not-